

"Mir müend mitenand" : Lebensqualität als Präventionsfaktor

Autor(en): **Witzig, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **35 (2009)**

Heft 1

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-800597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Mir müend mitenand» – Lebensqualität als Präventionsfaktor

Hundert Präventionsfachleute aus Deutschland, Österreich und der Schweiz befassten sich an der 2. trinationalen Tagung von «RADIX Gesunde Gemeinden» mit Frühintervention. Fazit: Am wichtigsten sind eine breite lokale Partizipation und der klare politische Wille, die Gemeinde als Lebensraum mit Qualität zu fördern.

Christoph Witzig

Freier Journalist BR und Geschäftsleiter www.trans-forum.ch, Feldstrasse 31, 8400 Winterthur, Telefon +41 (0)52 223 29 20, christoph.witzig@trans-forum.ch

Engen ist eine süddeutsche Kleinstadt mit rund 10 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Ihre Entwicklung, die Bürgermeister Johannes Moser an der Tagung skizzierte, war in vielem typisch für die Herausforderungen, die sich den in Winterthur vertretenen Kommunen stellt: Das Ende einer hohen Bevölkerungshomogenität; das Ende einer «heilen Welt, als mitten in der Stadt auffällige Jugendliche einen sozialen Brennpunkt schufen»; ein Volk, das «in Wallung geriet», was politische Prozesse auslöste; eine «Trostpflaster-Politik», die schliesslich einem nachhaltigen, integrativen Ansatz Platz machte. Ein solcher aber will zuerst erarbeitet sein.

Gute Lösungen sind lokale Lösungen

Die trinationale Tagung vom 20. November 2008 in Winterthur war bereits die zweite und kaum letzte ihrer Art. Nach Konstanz 2007, wo unter dem Titel «Grenzenlos dicht» zum Thema Alkohol und Jugend ein erster grenzüberschreitender Fachaustausch von Präventionsfachleuten rund um den Bodensee stattfand, lautete der diesjährige Titel «Bei uns fällt niemand durchs Netz. Gemeindeorientierte Frühintervention bei Sucht, Gewalt und sozialer Ausgrenzung». Organisiert wurde die Tagung wiederum von «RADIX Gesunde Gemeinden»¹ in Zusammenarbeit mit der Vorarlberger Suchtprophylaxe-Stelle «Supro»² und dem deutschen Landkreis Konstanz. Mitgetragen wurde die Veranstaltung vom schweizerischen Bundesamt für Gesundheit BAG, der Stadt Winterthur und der Internationalen Bodensee Konferenz IBK.³ RADIX (lat. «Wurzel»), das Schweizer Kompetenzzentrum für Gesundheitsförderung und Prävention, entwickelt «nachhaltige und bevölkerungsnahen Lösungen» für Kommunen und Schulen, die Sucht, Gewalt, Vandalismus und sozialer Ausgrenzung etwas entgegensetzen wollen. Die breite Veranstalterschaft spiegelt die wichtige Erkenntnis der Tagung: Es braucht Zusammenarbeit, ja Konsens von Politik, Kommune, Fachleuten und Behörden, damit Lösungen, wie sie RADIX und diese Tagung fördern wollen, auch wirklich greifen. Und greifen, so eine weitere Erkenntnis, können sie am besten lokal, in der fassbaren Lebenswelt jener, deren Gesundheit man fördern will. Das betonte auch Maja Ingold, Stadträtin und Gesundheitsvorsteherin in Winterthur: «Gemeinde und Städte sind ein idealer Ort für Frühintervention.»

Komplexe Angebotsszene

Die Tagung ging ganz von der Praxis aus, wie sie sich den Teilnehmenden – mehrheitlich Präventionsfachleute an der sogenannten Front – täglich bietet. Sie stellten sich zunächst der Frage: «Welche Herausforderungen stellen sich in den Gemeinden bezüglich Frühintervention?» An oberster Stelle stand die Zusammenarbeit von Behörden, Schulen, Institutionen, Fachleuten, Wirtschaft und Bevölkerung. Weiter genannt wurden die Schnittstellen, das Geld, die Kommunikation, die Zuständigkeitsfrage, die Messbarkeit von Erfolg, die Frage, wann Hilfe in Kontrolle umschlägt (und wie gewollt das ist), die Initiierung von Projekten, Zeit (wer hat sie?), oder auch das mittlerweile oft unübersichtliche Angebot an Hilfe. Dadurch sei einerseits die Triage zu einem eigenen Service geworden, andererseits sei die Frage immer wichtiger, welche Angebote und Ansätze am Ende wirklich etwas bewegen. Und zwar nachhaltig und nicht nur als «Deckmäntelchen», wie ein Jugendarbeiter seine eigene Offene Jugendarbeit nannte.

«Mir müend mitenand»⁴

In einer zweiten Runde trugen die Fachleute zusammen, was aus ihrer Sicht für das Gelingen von Frühintervention wichtig ist. Gefordert wurden etwa ein «kommunales Konfliktmanagement», eine gute Vernetzung, gegenseitige Information der lokalen Bedürfnis-Gruppen und die Legitimation des eigenen Tuns, unter der ein Teilnehmer «das Recht und die Befähigung zum Intervenieren» verstand. Wichtig seien auch ein wirksames Marketing, die Klärung von Verantwortung, Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch wie diese Tagung, Zivilcourage als Anknüpfungspunkt auf der Werte-Ebene, überhaupt Werte und, in der Folge der zunehmenden Multikulturalität, «gemeinsame Regeln für die unterschiedlichsten Kulturen». Es brauche eine Antwort auf die Frage «Was gilt denn bei uns in der Gemeinde?», was die Teilnehmerin einer Tösstaler Gemeinde so auf den Punkt brachte: «Mir müend mitenand.»

Damit war die Handlungsfrage angesprochen. Gefordert wurde «Bewusstseinsbildung, nicht nur Strukturverbesserung». Eine Teilnehmerin wünschte sich ein Comeback der «Bank vor dem Haus», auf der man sich früher zum Plaudern getroffen habe. Einfacher kann eine Struktur nicht sein – aber sie wäre nichts wert ohne das dazugehörige Bewusstsein.



Prävention geht nicht ohne Beziehung

Praxisberichte zeigten, wie Frühintervention lokal umgesetzt wird. Für Andreas Prenz, Leiter der «Supro, Werkstatt für Suchtprophylaxe» im Vorarlbergischen Götzis, ist klar: «Prävention funktioniert nur über Beziehung.» Man müsse genau hinschauen, damit man Bedürfnisse befriedige, die es auch wirklich gebe, und dann einen klaren Auftrag an die Präventionseinrichtungen formulieren. Deren Arbeit müsse auf den bereits vorhandenen Angeboten aufbauen und diese stärken. Johannes Moser, Bürgermeister von Engen, bezeichnete den «Sozialen Runden Tisch» unter seiner persönlichen Leitung als Wendepunkt zu einem nachhaltigen Massnahmenpaket in seiner Stadt, die unter anderem Tagesstrukturen an Schulen und Kindergärten und ein Jugendparlament umfassen. Auch für Waltraud Bruderer, Schulpräsidentin aus Hombrechtikon, war die «Geburt des Runden Tisches» entscheidend. Er markierte den Anfang einer Präventionsarbeit, die zu einem massiven Abbau der Gewalt und zum praktischen Verschwinden rassistischer Vorfälle geführt habe. Heute «wissen wir alle voneinander, was läuft im Dorf». Man könne schnell, koordiniert und unkompliziert handeln und sei «vernetzt statt verstrickt».

Hinschauen und Handeln

Was eine übergeordnete Fachstelle für die Gemeinden tun kann, erläuterten Pascal Keiser von der Supro, Werkstatt für Suchtprophylaxe in Götzis, Vorarlberg, und Christian Jordi, Leiter

des Projektes «Gemeindeorientierte Frühintervention» bei RADIX. Keisers Stelle hat es sich zur Aufgabe gemacht, «Bezugspersonen und Bezugssysteme zu stärken», denn «Prävention erfordert Beziehungsarbeit». Einen anderen Ansatz verfolgt Jordi. Weil die lokalen Gegebenheiten derart unterschiedlich seien – das betreffe nicht nur die Problemlagen, sondern auch die Strukturen – biete RADIX keine fertigen Modelle an, sondern Qualitätsfaktoren, an denen sich lokale Verantwortliche leitfadentartig orientieren könnten. Diese Faktoren hat RADIX im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit in Pilotgemeinden und einer nationalen Expertengruppe ermittelt. Sie sind nach drei Gruppen geordnet:

- Die Strukturqualität umfasst den politischen Auftrag, die Organisationsstruktur und die Vernetzung aller Verantwortlichen;
- die Prozessqualität betrifft die Steuerung, die Haltungsdiskussion und die Partizipation,
- und die Ergebnisqualität definiert die Bedarfsabklärung, den Massnahmenplan und den Handlungsleitfaden.

«Es geht nicht nur darum, Dinge für die Bevölkerung zu machen, sondern mit der Bevölkerung», betonte Jordi. Bisher arbeiten 16 Gemeinden in vier Kantonen am Projekt «Gemeindeorientierte Frühintervention» mit; insgesamt sind es über 200, die von RADIX Support bezogen haben.⁵



Einsicht schaffen

«Der Prozess ist das Entscheidende, und die Haltung, die dahinter steckt.» So fasste Dr. Kriemhild Büchel-Kapeller vom Zukunftsbüro Vorarlberg ihre Impuls-Arbeit für zahlreiche Gemeinden in Österreich zusammen, die sich alle eine präventive Wirkung von der Entwicklung ihrer lokalen Gemeinschaftlichkeit nach dem Sozialkapitalansatz erhofften.⁶ Diese Hoffnung ist, wie Büchel ausführte, wissenschaftlich fundiert, sind doch zum Beispiel Einsamkeit und Verlassenheit Krankheits-Risikofaktoren, wogegen gute Beziehungen die Gesundheit stützen. Dem populären mündsprachlichen Projektnamen «Zamma leaba» entspricht fachsprachlich die Wechselwirkung von «Sozialkapital und Gemeindeentwicklung», die fast ausschliesslich bei der Bewusstseinsbildung ansetzt, denn «Bewusstsein schafft Verhalten, und Verhalten prägt Strukturen», so Büchel.

Der grosse Erfolg des Projektes «zamma leaba» ist drei Faktoren zuzuschreiben. Erstens setzt es bei den Stärken einer Gemeinde an, was diese laut Büchel als wohltuend empfinden. Zweitens beschränkt sich der Input auf ein Impulsreferat und eine zweistündige Abendsitzung einmal im Monat während rund anderthalb Jahren, samt Sommerpause, und diese klare Begrenzung verhindere das Gefühl von Überforderung bei den lokalen Akteuren. Und drittens spricht man von Dingen, die alle auf Anhieb verstehen und einsehen: Dass vertrauensvolle Beziehungen im mittleren Segment zwischen Familie und Gesellschaft, also in der lokalen Gemeinde bzw. in der Nachbarschaft und im Quar-

tier, mehr Lebensqualität bedeuten, bessere Gesundheit, bessere Schulen und weniger Kriminalität. Dass diese Beziehungen keine Einbahnstrasse sein können, sondern ein Geben und Nehmen sein müssen. «Was braucht es, dass der Mensch mehr Lebensqualität hat?» fragte Büchel, und die Antwort – die Pflege des Sozialkapitals – bestätigt den Kommunen, dass sie diese Lebensqualität auch tatsächlich stützen und fördern können, und zwar mit den vorhandenen Ressourcen. Die Vorschläge, die das Projektteam mitbringt, sind bodennah, praktikabel, fantasievoll und einsichtig, aber – ein entscheidender Punkt – ausser Ideen und Einsicht kommt nichts von aussen, von der vorübergehenden externen Moderation einmal abgesehen. Weil das Land Vorarlberg die Hauptkosten trägt, ist dieses Modell für die einzelne Gemeinde zudem sehr kostengünstig.

Abschied vom Verwaltungsdenken

Wie mühselig der Abschied von der Verwaltungsorientierung zu einer Sozialraum-Orientierung sein kann, wie lange es also gehen kann, bis Behörden sich an der Wirklichkeit jener orientieren, für die sie eigentlich da sind, belegte Prof. Dr. Sigrid Kallfass von der Hochschule Ravensburg-Weingarten anhand der Entwicklung der Jugendhilfe in Deutschland. «Jahrzehnte des Auseinanderseins haben die Kultur geprägt», stellte sie fest. Aber jetzt habe sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Prävention die Jugendlichen ja wirklich erreichen und dass man zu diesem Zweck alle zusammenbringen müsse. Heute lasse man sich von der Frage



leiten, wie man erreichen könne, «dass Nachbarn wieder näher zusammenrücken».

Menschen fördern, nicht eindämmen

In Prävention und Gesundheitsförderung, besonders bei der Früherkennung, bestehe allerdings auch die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Das betonte Dr. Toni Berthel, Psychiater bei der Integrierten Psychiatrie Winterthur IPW und stellvertretender Chefarzt, der die Früherkennung in einen gesellschafts- und gesundheitspolitischen Rahmen setzte. Unter dem Titel «Wieviel Individualität erträgt die Gesellschaft?» forderte er die Tagungsteilnehmenden auf, nicht aus den Augen zu verlieren, wozu es eigentlich gehe: Um die Jugendlichen nämlich und nicht primär darum, dass Ruhe und Ordnung nicht gestört würden. Prävention müsse Jugendlichen eine Entwicklung ermöglichen, wozu auch Perspektiven gehörten, z.B. berufliche; sie müsse die Gesundheit unterstützen, Leiden lindern und versuchen, echte Störungen zu verhindern. Aber «Symptome sind noch keine Störung!» warnte er. Beispielsweise sei Alkohol- und Drogenkonsum nicht mit Sucht gleichzusetzen. Prävention stehe in einem Spannungsverhältnis von Paternalismus und Autonomie-Entwicklung in einer partnerschaftlichen Gesellschaft. Sie dürfe nicht zur Unterwerfung führen, denn die Gesellschaft sei darauf angewiesen, von ihrer Jugend immer wieder in Frage gestellt zu werden. Früherkennung berge zudem die Gefahr der Stigmatisierung. «Früherkennung und Frühintervention dürfen wir nur machen, wenn wir einen Diskurs über die gesellschaftlichen Kosten hinaus führen», forderte er. Und dazu müsse man auch den Mut haben, politisch zu werden.

Ähnliche Herausforderungen, unterschiedliche Ansatzpunkte

«Wir sind mit ähnlichen Herausforderungen konfrontiert», bilanzierte Christian Jordi von RADIX. «Ob in Deutschland, Österreich oder in der Schweiz: Immer geht es darum, eine lokale

Präventionsstruktur zu schaffen, damit man überhaupt handeln kann. Es geht nicht ohne Vernetzung, nicht ohne klaren politischen Rückhalt, und auch nicht ohne das Thematisieren von Werten und Haltungen.» Die Tagung offenbarte zwei weitere Dauerbrenner der Präventionsarbeit: Die Finanzierung und die Frage der Hierarchie.

Es zeigten sich aber auch Unterschiede. Während die Österreicher auf die Maxime setzen, wonach die Haltung die Strukturen prägt und folglich bei der Haltung angesetzt werden muss, glaubt man in der Schweiz an eine Wechselwirkung zwischen Haltung und Struktur und ist sehr darauf bedacht, nicht als «Verordner von oben» aufzutreten. Die deutschen Fachleute wiederum vermittelten den Eindruck, bei ihnen bestehe die grösste Herausforderung darin, Transparenz zu schaffen und die Handlungsebenen zu klären. Das Ziel der Tagung, Impulse zu vermitteln und einen Austausch zu ermöglichen, sieht Christian Jordi damit erfüllt.

Einen markanten Schlusspunkt setzte der im Publikum anwesende Präsident der Eidgenössischen Kommission für Drogenfragen, François van der Linde. Er fragte: «Die Jugendlichen wollen sich orientieren. Aber nach wem, und wohin?»

Die Tagungsreferate sowie weitere Informationen zu gemeindeorientierter Frühintervention sind auf www.radix.ch⁷ abrufbar. ●

Literatur

Radix (2008): Gemeindeorientierte Frühintervention. Ein Programm im Auftrag des BAG. 1.11.2007 – 28.2.2011. Konzept Kurzversion. Zürich. www.radix.ch/d/data/data_470.pdf, Zugriff: 11.12.2008.

Endnoten

- 1 www.diegemeindenhandeln.ch
- 2 www.supro.at
- 3 www.bodenseekonferenz.org
- 4 «Wir müssen miteinander»
- 5 Radix 2008
- 6 Siehe auch den Artikel von Kriemhild Büchel-Kapeller in dieser Ausgabe des SuchtMagazin.
- 7 Genaue Adresse: <http://tiny.cc/gemeinden>